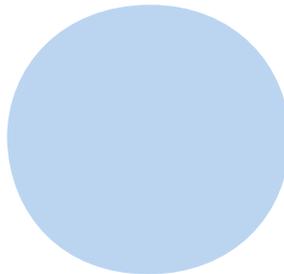


Heft 12/2015

Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der
Schweizerischen Akademischen
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz und Robert Schöller



germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft



... wie zu Gotthelfs Zeiten? Hg. v. Martin Stuber / Gerrendina Gerber-Visser / Marianne Derron. hier + jetzt. Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2014 (Sonderausgabe der <Berner Zeitschrift für Geschichte> BEZG in Kooperation mit der Bürgerbibliothek Bern). 136 Seiten. ISBN 978-3-03919-339-4.

«Wenn ich Gotthelf lese, dann – muss ich – weinen.» Nachdem Michael Fehr während eines Interviews bei einem <Simeliberg>-Auftritt im März 2015 diesen Satz formuliert hatte, trat eine Stille ein, die die Neugier des Publikums aufs Äusserste steigerte. Mit Spannung wurde die folgende Erklärung erwartet: «Es ist, als würden die Ahnen zu einem sprechen, nachdem man sich das so lange gewünscht hat.» Fehr war gefragt worden, wie er zu Gotthelf stehe, da seine Texte die Rezeption der Werke dieses «Ahnen» sowohl in der sprachlichen Gestaltung als auch in ihrer Thematik oft deutlich zu erkennen gäben. Und tatsächlich hat ja eine literarische Figur namens «Michael Fehr» ein Wechselgespräch mit dem Dichter-Pfarrer geführt und damit bereits ihre eigene Gotthelf-Lektüre vorgenommen:

*Jeremias Gotthelf sagt
denn ist nicht durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen und
dadurch dieselbe so schlecht
und miserabel geworden
dass ein Mann wie Ueli nicht einmal zweihundert bare Gulden hat
um mit denselben den Kühen nachgehen zu können nach Herzenslust
und ich sage
nun können sich die Kühe und dummen Frauenfreunde wieder einmal
die Haare raufen und
aufbrausen wider den Frauenfeind
Kinderschreck
Judenhasser
Volksnarr
und ich sage
sollen die dummen Kühe und sonst dumme Leute in all den Ärger beis-
sen
den sie sich erbot erzwingen
indem sie in allen Gärten
die sie kennen
den Äpfeln nachgehen und schlechte und miserable ablesen nach Her-
zenslust
alles nehmen
wie es gesagt ist
und meinen
alles sei so sauer gemeint*

wie es ihnen schmeckt
und zweihundert Mal den Garten Eden verspielen
der liebe
gute
treue Jeremias Gotthelf ersinnt daneben getrost eine aufgeklärte
gebildete
begriffliche
liebe
gute
treue Frau und einen dummen Mann daneben
der immerhin an der Frau reift
Aufklärung
Bildung
Begriff
Liebe
Güte
Treue gewinnt
 [...]¹

Mit dem «Ahn» Gotthelf setzt sich auch der Band <...wie zu Gotthelfs Zeiten?> auseinander, die 2014 erschienene Sonderausgabe der <Berne Zeitschrift für Geschichte>, herausgegeben von Martin Stuber, Gerrendina Gerber-Visser und Marianne Derron. Es geht darin um das Verhältnis des Pfarrers und Autors Albert Bitzios zu seiner Epoche und um Aspekte der einstigen und der heutigen Rezeption seiner Texte.

Überraschend ist die Entdeckung, die man gleich bei der Lektüre der Einleitung des Bandes macht: Zur Erläuterung des Titel schreiben die Herausgeber, wenn man die Formulierung benutze, «gewisse Zustände und Vorkommnisse seien heute noch <wie zu Gotthelfs Zeiten>», so stelle man sich meist «ländliche Verhältnisse des 19. Jahrhunderts» vor, man denke sie sich als «einfach, ja sogar arm», aber auch als «üppig und kraftstrotzend» (S. 7), erkennbar werde also dabei die idealisierende Vorstellung von einem einstigen glücklicheren Zeitalter. Diese Ausführungen zeigen, dass die Redewendung «wie zu Gotthelfs Zeiten» offenbar nicht überall in derselben Weise verstanden wird: Denn oft wird sie dann verwendet, wenn jemand darauf hinweisen möchte, dass sich hierzulande in den letzten zweihundert Jahren trotz des umfassenden Wandels auf zahlreichen Gebieten zumindest in einem Bereich nichts verändert hat: im Bereich der – in Gotthelfs Texten beschriebenen – aus der Enge des Geistes

1 Michael Fehr: Jeremias Gotthelf, ich, die Russen, die Wissenschaft, die Italiener, die Ungaren, Fjodor Dostojewski, Friederike Kretzen, Georg Hegel, die Germanen, die Franzosen und Iggy Pop, Auszug <Michael Fehr sagt>, erschienen in: Volltext. Die Zeitung für Literatur, Nr. 2 (2014). Dasselbe auch unter: <http://www.michaelfehr.ch/michael-fehr-sagt/> [10.8.2015].

und der Unbeschrittenheit des Herzens geborenen menschlichen Verhaltensweisen. Verbreitet, will man damit ausdrücken, sei noch heute das mit Freundlichkeit verbrämte Ressentiment, verbreitet sei die Tendenz, Taten, deren Motiv der Eigennutz war, für solche der Nächstenliebe auszugeben, verbreitet die Befriedigung, die daraus gezogen wird, andere zu übervorteilen, verbreitet die Ausbeutung Abhängiger, Habgier, Missgunst, Voreingenommenheit und Borniertheit, verbreitet seien innerfamiliäre Machtkämpfe aus Eifersucht, vom Neid gestiftete Familienzerrwürfnisse, verbreitet sei die Neigung zur Selbstgefälligkeit ebenso wie die Klatsch- und Verleumdungssucht – verbreitet sei somit genau das Gegenteil dessen, was, wie bei Fehr dargelegt, aus einem den Menschen zugewandten Verhalten zu gewinnen wäre: «Aufklärung Bildung Begriff Liebe Güte Treue».

Beide Deutungen der Formulierung «wie zu Gotthelfs Zeiten» machen erkennbar, dass die literarischen Texte von Jeremias Gotthelf zu denjenigen gehören, die in der Vergangenheit auch in wissenschaftlichen Forschungsarbeiten oft «als Beleg für eine historische Wirklichkeit» (S. 7) angeführt wurden: Gotthelfs Werk wurde zur Quelle für das Wissen späterer Generationen über die Lebensverhältnisse im Emmental und über die historische Entwicklung in Bern und Umgebung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dies wird in der Einleitung des Bandes «...wie zu Gotthelfs Zeiten?» von den Herausgebern anhand prägnanter Beispiele thematisiert und problematisiert, wobei sie zugleich darauf hinweisen, dass Gotthelfs Texte unter der Voraussetzung «reflektierter volkskundlicher Methodik durchaus als reichhaltige Quelle dienen» können (S. 10), ja dass sie «gerade in der bernischen Geschichte zum unverzichtbaren Quellenbestand» zu zählen seien (S. 8). Dies erscheint auch als einleuchtend: Denn wenn der Schreiber mit seinen Texten wirken wollte – und der Wirkungsauftrag war ja nicht nur an den Pfarrer Bitzios von offizieller Seite ergangen, sondern, was den «Anne Bäbi Jowäger»-Roman betrifft, auch an den Dichter Gotthelf –, dann musste er deutlich machen, dass er kannte, worüber er schrieb: sei es die Neigung der Bevölkerung, das Wasser zum Gütterler zu tragen, sei es der aktuelle Käsepreis.

Die im sorgfältig edierten und schön gestalteten Band «...wie zu Gotthelfs Zeiten?» versammelten elf Beiträge von Experten aus den Bereichen Germanistik, Geschichte, Volkskunde und Bauernhausforschung sind drei Themenfeldern zugeordnet: Die ersten drei Aufsätze widmen sich heute verbreiteten Vorstellungen über Gotthelfs Emmentaler Lebenswelt. Im Zentrum steht die Frage nach Formen der «Idealisierung und Inszenierung» (S. 11) Gotthelfs und seiner Zeit in der Gegenwart, gerade auch in der Freizeit- und Konsumkultur, die auf die verkaufsfördernde Wirkung des Namens Gotthelf baut: Hans Peter Treichler beschreibt die Umstände des unerwarteten Erfolgs der im Sommer 2004 im Schweizer Fernsehen gezeigten Serie mit dem Titel «Leben wie zu Gotthelfs Zeiten», die er beratend begleitete. Eine Familie aus der Ostschweiz

zog damals für drei Wochen ins Sahlenweidli, ein altes Bauernhaus bei Eggwil im Emmental, und versuchte, ohne moderne Infrastruktur ein Bauernleben so zu führen, wie man es sich als der Zeit Gotthelfs entsprechend vorstellte. Die technisch aufwendig inszenierte Imagination einer bäuerlichen Existenz im 19. Jahrhundert wurde zu einem «Meilenstein der Deutschschweizer Mediengeschichte» und «der Name Sahlenweidli zum Inbegriff eines idyllischen ländlichen Réduits» (S. 17). Nicht nur die Einschaltquoten bewiesen die Begeisterung des Publikums für die Sendung, sondern auch die Tatsache, dass viele Zuschauer sich ins Emmental aufmachten, um aus der Nähe mitzuerleben, wie die bislang keineswegs mit dem Bauernleben vertraute Familie sich durchschlug. Neben dem im Grunde erfreulich breiten Interesse an den Lebensumständen der Vergangenheit wurde jedoch nach Darstellung Treichlers auch sogleich die Tendenz deutlich, mit der Frage nach der «Authentizität» (S. 22) diejenige nach der Deutungshoheit zu verbinden, hinter der ökonomische Ansprüche standen. Denn bald wurde moniert, dass das Sahlenweidli, auch wenn es tatsächlich einmal einer Halbschwester Gotthelfs gehört hatte, allzu grosszügig als «Gotthelf-Haus» bezeichnet werde und Lützelflüh als dem eigentlichen Ort von Gotthelfs Tätigkeit den Rang ablaufe (S. 22).

In Lützelflüh selbst, im Restaurant Ochsen, beginnt im Beitrag von Norbert Wernicke eine Tour, die durchs Emmental, den Oberaargau und bis nach Fribourg führt. Es geht dabei sozusagen «um die Wurst»: Da die Beschreibung der Bewirtung von Gästen und üppiger Festessen in Texten Gotthelfs einigen Raum einnimmt und er sich auch sonst über die Vorzüge reichhaltigen Essens aussprach, begann sich schon bei seinen Zeitgenossen «das Bild eines mit den weltlichen Genüssen bekannten Autors» (S. 27) zu festigen. Dies machen sich heute Restaurants und lebensmittelherstellende Betriebe im Emmental und anderen Schweizer Regionen zunutze: Sie bewerben ihre Produkte mit Gotthelfs Namen und wollen sie damit als «regional, unbehandelt, vorindustriell, sprich: in Handarbeit gefertigt» (S. 32) kennzeichnen, als besonders «rein» und in ihrer Qualität durch die Tradition verbürgt. Auch der Tourismus geht auf den Wunsch nach Authentizität ein und bietet Ferien im Emmental an, bei denen u. a. das «Schlafen wie zu Gotthelfs Zeiten» (S. 29) zum Erlebnis werden soll.

Die ökonomische Verwertung des Namens Gotthelf wird denn auch auf ausgezeichnete Weise allegorisch gefasst im ersten Bild der Serie grossformatiger Fotos von Sabine Tschäppeler, die in den vorliegenden Band integriert sind und die Beiträge thematisch einleiten: Zu sehen ist die Käserei in Lützelflüh, die 1850 erbaut wurde, im Jahr, als die «Käserei in der Vehfreude» erschien; das Haus steht, mit bröckelndem Putz und mit einem Sonnenschirm geschmückt, der für Lusso-Eiscreme wirbt, «zu verkaufen» (S. 6).

Den beiden Gebäudetypen, denen innerhalb eines Bauernanwesens zentrale Bedeutung zukommt und an denen sich die «Wohlhabenheit» der Bewohner

ablesen lässt (S. 37), dem Speicher und dem Stöckli also, widmet sich der Beitrag von Heinrich Christoph Affolter. Dass Gotthelfs Texte ohne «Architekturbeschreibungen» auskommen und dass Ausführungen zur «Baugeschichte» fehlen, ist nach Affolter umso überraschender, als gerade der steinerne «Bauschmuck» sowie Malerei und Inschriften «kräftige, bildhafte Motive» abgeben (S. 41). Die Bauten seien bei Gotthelf denn auch eigentlich «Bühnen» (S. 42), auf denen die Figuren agieren, um deren Wandel und Handel es in den Texten geht. Dass der «Spycher» in Gotthelfs Romanen zur «Repräsentation des *Husens*» wird, also «jenes ökonomischen Prinzips», das Anne Bäbi Jowäger in besonders ausgeprägter Weise vertritt, hat jüngst an anderer Stelle Philipp Theisohn dargelegt.² Der Spycher enthält, wie er ausführte, «nur das erwirtschaftete, nicht das wirtschaftende Vermögen. Man lagert dort all jene Dinge, die man dem Wirtschaftskreislauf entzogen hat, das Geld, das man nie ausgibt, die Ware, die man nie verkauft, den Luxus, den man nie vorzeigt. Dementsprechend ist der Spycher auch ein Ort des Unbewussten, der Raum, in dem sich alles aufhäuft, was man nicht verarbeiten kann, ein Sammelplatz der Erinnerungen, der Traumata, der Gespenster der Vergangenheit.»³

Gespeichert sind dort also auch die Erinnerungen an Verfehlungen und Vergehen, an Situationen, in denen «die rechte Wahl zwischen Himmel und Hölle, Tugenden und Lastern, sozialer Verantwortung und tierischem Egoismus» (S. 51), der Albert Bitzios von der Kanzel her das Wort redete, misslang. Mit «den klassischen Gotthelfthemen Religion und Erziehung» (S. 11) befasst sich der zweite Teil des Bandes «...wie zu Gotthelfs Zeiten?». Barbara Mahlmann-Bauer geht der Frage nach, wie zum einen der Pfarrer und zum andern der Autor Bitzios dem «guten Willen und Bemühen» (S. 54) des Menschen zur Durchsetzung zu verhelfen versuchte. Trotz der zeitgenössischen reformierten Kritik an der bei den Jesuiten üblichen Praxis, den Gläubigen «Teufel, Hölle und Gericht» (S. 45) bildhaft vor Augen zu führen, um sie zum rechten Handeln zu bewegen, benutzte Bitzios als Pfarrer genau diese Mittel, weil er sich von deren offenkundiger Wirksamkeit anlässlich einer Predigt des Jesuitenpeters Burgstaller in Luzern selbst hatte überzeugen können. Während Bitzios sich in den Predigten an den Bibeltext halten musste, wenn er die Gemeinde unter effektivem Einsatz bewährter rhetorischer Mittel ermahnte, konnte er in seinen literarischen Texten auf viel freiere Weise und unter Bezugnahme auf literarische Vorbilder phantastische «Höllenvisionen» ausmalen, die «einem armen Sünder auf den Weg der Besserung» helfen (S. 49) oder diejenigen verfolgen, die bereits schwer gefehlt haben. Im Sinne des von ALBRECHT SCHÖNE in «Säkularisierung als sprachbildende Kraft» beschriebenen Vorgangs übertrug

2 PHILIPP THEISOHN: Doktern. Mundart, Medien und Medizin in Gotthelfs Anne Bäbi Jowäger (1843/44), in: dialÄkik. Deutschschweizer Literatur zwischen Mundart und Hochsprache, hg. von SIMON AEBERHARD / CASPAR BATTEGAY / STEFANIE LEUENBERGER, Zürich 2014, S. 23–47, hier S. 37.

3 Ebd., S. 37f.

Gotthelf dabei Bilder, Figuren und Sprachformen der Bibel in die Dichtung und dehnte so den «Verkündigungsauftrag auf das ganze Lesepublikum aus» (S. 45).

In Gotthelfs Predigten wie auch in seinen literarischen Texten ist, wie Denise Wittwer Hesse in ihrem Beitrag schreibt, die von Pestalozzis Konzept der «drei konzentrischen, voneinander abhängigen Lebenskreise – Haus, Beruf, Staat und Nation» (S. 59) beeinflusste Auffassung erkennbar, das Elternhaus sei der grundlegende «Erziehungs- und Bildungsort» (S. 60) des Menschen. So galt für Bitzius die «vorbildliche Lebensweise» der Eltern, die in erster Linie «mit der christlichen Grundhaltung vertraut» machen sollte (S. 60), als Voraussetzung für die Entwicklung der Kinder zu genügsam-zufriedenen und geschätzten Mitmenschen. In der benediktinischen Regel der Verbindung von Arbeit und Gebet sah er auch im Hinblick auf die Umbruchsituation seiner Gegenwart ein geeignetes «Mittel gegen die negativen Auswirkungen der zunehmenden Industrialisierung und gegen allzu radikale gesellschaftliche und politische Veränderungen.» (S. 61) Wie aber hielt es Bitzius mit seinen eigenen Kindern? Während die Töchter durch Mithilfe bei der Hausarbeit und durch Aufenthalte in der Westschweiz lernen sollten, «sich selbst zu erhalten» (62), und zu «Selbstgenügsamkeit und Bescheidenheit» (61f.) ermahnt wurden, gab Bitzius seinen Sohn, um ihm eine umfassende Bildung zu ermöglichen, schon früh ins Waisenhaus in Burgdorf, nicht zuletzt auch in der Hoffnung, er werde dann sein zuweilen rebellisches Verhalten ablegen. Dennoch wurde der jüngere Albert Bitzius später Bernischer Regierungs- und Ständerat der Radikalen, vertrat also ein Programm, das auf eine «immer stärkere Säkularisierung der Gesellschaft» abzielte und der «liberal-konservativen» Haltung des Vaters entgegenstand (S. 63).

Dass den Aufgaben eines Bürgers in der neu entstandenen repräsentativen Demokratie nur gewachsen sei, wer neben der Herzensbildung auch eine solide Schulbildung erhalte, war Bitzius' Überzeugung, die er auch etwa in Beiträgen im liberalen «Berner Volksfreund» zum Ausdruck brachte. Im Aufsatz von Markus Hofer wird ausgeführt, dass der Pfarrer von Lützelflüh sich vehement für die Durchsetzung des regelmässigen Schulbesuchs gerade auch der Kinder der Armen und der Verdingkinder einsetzte. Da Bitzius in der Bildung eine «Chance zum sozialen Aufstieg» (S. 75) sah, sprach er sich für die Errichtung von Armenerziehungsanstalten aus, die allerdings stets nur einen kleinen Teil der bedürftigen Kinder aufnehmen konnten.

Die zunehmende Pauperisierung weiter Teile der Gesellschaft wird auch im dritten Teil des vorliegenden Bandes zum Thema, der «Gotthelf als Sozialkritiker» (S. 12) in den Blick nimmt. Roland Reichen beschäftigt sich mit der Frage, wie sich der in Gotthelfs Roman beschriebene «soziale Aufstieg» des Knechts Uli «zu den realen Existenzmöglichkeiten ländlicher Dienstboten in

der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts» verhalte (S. 81). Reichen zeigt auf, dass hier «ein – für Frühliberale wie Gotthelf charakteristisches – sozialrestauratives Gesellschaftsmodell zur Armutsbekämpfung» vorgestellt wird, wobei die beiden Romane selbst deutlich erkennen lassen, dass Uli's Entwicklungsweg und sein Erfolg keineswegs alltäglich sind (S. 85). Dennoch wurde schon 1842 der Vorwurf laut, der Roman mache «ein falsches Glücksversprechen» (S. 85), nicht jeder Knecht habe die Möglichkeit zum gesellschaftlichen Aufstieg. Wie Reichen ausführt, wird der Grund für Uli's Emporkommen im Roman klar veranschaulicht, wodurch seine Geschichte aufbauend wirken soll: Es ist Uli's «Verinnerlichung der christlichen Dienstpflicht», die «christliche Lebensführung» (S. 88), aufgrund deren der Bodenbauer ihn unterstützt und Hagelhaus später Uli und seiner Frau sein Erbe überträgt.

Die in der Forschung bisher häufig vertretene Auffassung, Bitzios gehöre zu den Vertretern eines «paternalistischen Weltbildes» und habe sich angesichts der wachsenden Massenarmut «rücksichtslos auf die Seite der Besitzenden geschlagen» (S. 95), weshalb man die «Armenoth» als «das konservative Gegenstück zum «Kommunistischen Manifest»» (S. 96) ansehen könne, überprüft Lukas Künzler in seinem Beitrag zu Bitzios' sozialpolitischer Streitschrift «Armenoth». Bitzios beschrieb in diesem Text die zunehmende Verarmung weiter Bevölkerungsteile wie auch die veränderten Erscheinungsformen der Armut und gab seiner Irritation über den Mangel an Scham und Zurückhaltung Ausdruck, mit der die Armen ihre Unterstützungsforderungen stellten. Er vertrat die Ansicht, dass «eine Vermehrung der Geldmittel in der Sozialfürsorge das Problem nicht lösen» werde (S. 97f.). Denn der Grund für die Armennot sei in der fehlenden inneren Entwicklung vieler Menschen zu suchen, die sie unfähig mache, die Unterweisung und Ausbildung ihrer Kinder zu fördern. Daher sei es notwendig und erfolgsversprechend, diesen Kindern «die richtige Erziehung im Zeichen christlicher Nächstenliebe» (S. 99) zukommen zu lassen, und zwar in Armenanstalten, die jeweils von einem Ehepaar geleitet und nach dem Vorbild einer Familie strukturiert seien. Bitzios kritisierte das von den Radikalen verfolgte Ziel der Verstaatlichung des Armenwesens. Die Forschung hat das von ihm vertretene Konzept der Souveränität der einzelnen Gemeinden mit dem von Peter Blickle verwendeten Begriff des «Kommunalismus» zu fassen versucht (S. 101). Lukas Künzler kommt zum Schluss, unter dieser Perspektive «und mit Rücksicht auf interkantonale und -nationale Diskurse» könne Bitzios' Sicht nicht einfach nur als «konservativ» abgetan, sondern sein «Wirken eher als eigenständiger Versuch gewertet werden, neue Phänomene strukturbedingter Armut in ländlichen Gebieten zu erklären und nachhaltige sowie sozial verträgliche Lösungen zur Diskussion zu stellen.» (S. 102)

Eine Auseinandersetzung mit Bitzios' zunehmender kritischer Haltung gegenüber dem Republikanismus bietet Ruedi Graf in seinem Beitrag. Er zeigt zunächst auf, dass sich bei Bitzios Aspekte des von Johannes von Müller in seiner

Schweizer Geschichte vertretenen Geschichtsbilds wiederfinden lassen: Dieses geht aus von einem «ursprünglichen Zustand», der «im Bund der Eidgenossen verortet» wird; er gründet in der «Hausgesellschaft, aus der die Geschlechter, Stämme und Völkerschaften hervorgegangen seien, und findet die Grundprinzipien im Neuen Testament» (S. 108). Diese «ursprüngliche Staatsverfassung» hatte von Müller «in scharfer Abgrenzung zu dem unter französischem Druck entstandenen Helvetischen Einheitsstaat» umrissen (S. 108). Auch in Bitzios' Schriften sind die «Begründung der staatlichen auf der familialen Ordnung» (S. 108) sowie die christliche Fundierung des Republikanismus erkennbar. Wie vor ihm Pestalozzi, verstand er die Gleichheit der Menschen «nur in Beziehung auf Gott als Gleichheit der Herzen und Gotteskindschaft» (S. 112). Gegen den «Mündigkeitsoptimismus» der Radikalen versuchte er eine «patriarchalische Ordnung» aufrecht zu erhalten, da er in ihr «die Verbindung der Klassen und die von Religion, Zivilleben und Politik» gewährleistet sah (S. 111). Laut Graf nahm damit auch dieser Republikanismus des 19. Jahrhunderts in Reaktion auf eine «Modernisierungskrise» Bezug «auf einen vorgefundenen und wieder aktualisierten Bestand an Werten», um die «gesellschaftlichen Spaltungen» der Gegenwart zu überwinden (S. 112). Dies sei aber nur unter der Voraussetzung möglich gewesen, dass die tatsächlichen Gegebenheiten ignoriert und «ländlich-patriarchalische Verhältnisse» angenommen wurden (S. 112). Bitzios habe zwar den «wirtschaftlichen Innovationsdruck in Industrie, Handwerk und Landwirtschaft» wahrgenommen, diesen jedoch nicht mit der «Dynamisierung der Gesellschaft» in Verbindung gebracht (S. 112). In seinen Texten würden daher Forderungen neu entstandener gesellschaftlicher Gruppen und Berufsstände häufig dadurch diskreditiert, dass die Figuren der Wortführer «fleischlichen Genüssen» zugetan und keine ernstzunehmenden Gesprächspartner sind (S. 112). Dass Gotthelf bis heute als «politischer Mahner» (S. 112) ins Feld geführt werden könne, sei die Folge seines Republikanismus, der «ein flexibles Rezeptionsangebot» biete, das erlaube, «über Gotthelf hinaus- oder hinwegzugehen», wobei allerdings die Schwierigkeit darin bestehe, dass die Gegebenheiten der Gegenwart «Gotthelfs christlicher Idealwelt und ihrem Gegenbild» so wenig ähnlich seien (S. 113). Graf geht abschliessend auf drei dieser «Aneignungen» des Gotthelfschen Konzepts in den letzten 60 Jahren ein, darunter diejenige durch Christoph Blocher: Die «Krisenphänomene», gegen die der Politiker und Industrielle die «neu interpretierten republikanischen Werte» setzt, sind die «Supranationalisierung des ökonomischen und des politischen Raums, die Multikulturalisierung der Gesellschaft» sowie die «Abnahme der Handlungsmöglichkeiten des Nationalstaats» (S. 14). Blochers Kritik richtet sich gegen den «neuen Despotismus» sowohl der «Bürokraten von Brüssel» als auch der «einheimischen <classe politique>» (S. 114), wobei er die «Gemeinwohlorientierung» als «genuine Tugend aus dem gemeinrepublikanischen Fundus», die von Gotthelf «christlich reformuliert» worden war, gegen «Korruption und Interessenpolitik» stellt und als «abstrakten Wert» stark macht (S. 114). Dieselbe Argumentationslinie zeigt sich in Blochers Aus-

führungen zur Wirtschaft, wenn er die «Manager» mit den «Staatsbürokraten» gleichsetzt und dagegen den Patron eines Unternehmens, also letztlich das «Haus», idealisiert, von dem bei Gotthelf alles ausgeht und das hier für die «kleinräumige Gemeinschaft» steht und somit «föderalistisch reinterpretiert» wird (S. 115).

Diesen Vereinnahmungen Gotthelfs kann man nur begegnen, wenn man die Komplexität seines Werks und auch dessen Widersprüchlichkeiten aufzeigt. Die Grundlage für diese Arbeit bilden die Texte in derjenigen Form, in der sie der Dichter selbst in der Hand hielt oder aus der Hand gab. Daher ist die Pflege und Dokumentation von Gotthelfs Nachlass von grosser Bedeutung. Ein umfangreicher Teil dieses Nachlasses befindet sich in der Burgerbibliothek Bern. Annelies Hüsey berichtet in ihrem Beitrag über die Umstände der Übergabe der Dokumente an die Bibliothek und geht auf die Art der Nachlassmaterialien sowie auf die in der Bibliothek ebenfalls vorhandenen verwandten Bestände ein: etwa die Sammlung von Illustrationen zu Gotthelfs Werken, die Dokumentation zu den Gotthelf-Porträts sowie die Nachlässe von drei Kunst- und Kulturschaffenden, die die Gotthelf-Rezeption im 20. Jahrhundert grundlegend prägen, nämlich Ernst Balzli, Rudolf Mürger und Franz Schnyder.

Ein Blatt aus der Hand Gotthelfs wird im abschliessenden Beitrag von Franzisca Pilgram-Frühauf vorgestellt. Es handelt sich um einen neu als Schenkung an die Burgerbibliothek gekommenen Brief Gotthelfs an den mit ihm befreundeten Abraham Emanuel Fröhlich, den Herausgeber des «Alpenrosen»-Almanachs. Darin geht es um eine Erzählung Gotthelfs, die in den «Alpenrosen» erscheinen sollte. Deutlich wird das Vertrauen, das Bitzius Fröhlich entgegenbrachte, denn er liess ihm in der Frage der Titelwahl und eventueller Textkürzungen freie Hand. Der Titel, unter dem die Erzählung schliesslich erschien, stammt denn auch von Fröhlich: «Segen und Unsegn». In dieser Formulierung allerdings verschwand, wie die Autorin ausführt, der Hinweis auf die «scherzhafte Komponente» (S. 135) der Erzählung, die in dem von Gotthelf vorgeschlagenen Titel «Des Pfarrers Erlebnis auf der Speckseite» noch erkennbar war.

An Beispielen dafür, dass gerade in einer «ernsten Erzählung» Witz und Ironie nicht fehlen müssen, dass vielmehr «vexierende» (S. 135) Aspekte eines Textes dessen Mehrdimensionalität und Komplexität erst erzeugen, ist Gotthelfs Werk reich. Das Komisch-Verstörende, der Blick in die sozialen Abgründe, wo die Traumata nicht nur gespeichert sind, sondern weitervererbt werden, verbindet Roland Reichens Roman «Sundergrund» vielleicht auch mit Gotthelfs Texten. Damit wäre es nicht nur die hochkomplexe Mischung von Dialekt und Hochsprache, die Reichen – ausser bei Elfriede Jelinek und Werner Schwab –

bei Gotthelf entdeckte⁴ und für die er selbst in ‚Sundergrund‘ ein ganz eigenes Verfahren entwickelte. Reichens angekündigtes neues Romanprojekt zeugt offenbar auch von der im Rahmen der Mitarbeit an der ‚Historisch-Kritischen Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf‘ erfolgten wissenschaftlichen Beschäftigung mit den historischen Bedingungen von «‚Armennoth‘» und «‚Gesindedienst‘» (S. 82): Denn, so wurde bereits verraten, der Protagonist ist «ein Bauernknecht aus dem Berner Mittelland, der für die Armee Napoleons zwangsrekrutiert wird».⁵ Aus der Lektüre entsteht damit – auch hier – erneut Literatur. Wir erwarten sie mit Spannung.

STEFANIE LEUENBERGER

4 ALEXANDER SURY: Er will, dass die Sprache «scheppert», in: Der kleine Bund. Kultur, 23. Juni 2015, S. 31.

5 Ebd.

Heft 12/2015 – Aus dem Inhalt

PHILIPP THEISOHN

Ein «starker Nekromant». Kellers «Zürcher Novellen» (1876/77) als Exorzismus

ULLA KLEINBERGER

Mehrsprachigkeit in der Spätmittelalter. Einblick in die Forschung am Departement Angewandte Linguistik der ZHAW

NICOLE EICHENBERGER

Ein vernachlässigter – ein marginaler Texttyp? Zur deutschsprachigen religiösen Kleinelik des Mittelalters

SERENA PANTÈ

Angst und Verzagtheit im «Meier Helmbrecht». Eine Studie zum Wortschatz der Angst

SIMON ZUMSTEG

Alterisierte ItAlienität. Heinrich Federer und sein Tessin

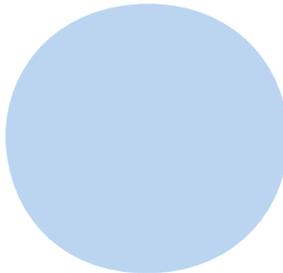
STÉPHANE MAFFLI

Literarische Vermittlung von Fremdheit. durch Mehrstimmigkeit und Sprachlosigkeit in Beat Sterchis Roman «Blösch»

REGULA GASS

Deutschschweizer Dialekte in der Öffentlichkeit. Beliebtheit, Stereotypen und Spracheinstellungen

Germanistik in der Schweiz



ISBN 978-3-9524581-0-5



9 783952 458105